

GRAF ALBERT APPONYI

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages

Vom Grafen Hugo Kálnoky

Von dem großen Dreigestirn, das die Staatsmänner Graf Stefan Tisza, Graf Julius Andrássy d. J. und Graf Albert Apponyi im zweiten Halbjahrhundert der Ausgleichsperiode am politischen Himmel Ungarns gebildet haben, ist es wohl keinem beschieden gewesen, auf die geistige Vorstellungswelt der Nation noch bis in unsere Tage hinein so nachhaltig einzuwirken, wie Apponyi. Wohl hatte Andrássy, wenn auch nur kurz, einen weiteren amtlichen Aufgabenkreis inne, und Tisza, der sich allein schon durch seinen Märtyrertod ein unvergängliches Denkmal im Herzen der Nation geschaffen hat, im politischen Leben Ungarns eine ungleich aktivere Rolle gespielt als er. Und doch scheint es, als wachse gerade die Gestalt Apponyis mit der Zahl der Jahre, die uns von ihm trennen, zu immer eindrucksvollerer Größe, je schärfer und kontrastreicher sich sein Charakterbild von dem unserer Gegenwart abhebt.

Das Geheimnis dieses besonderen Nimbus, der seinen Namen umgibt, erscheint durch das hohe Patriarchenalter, das Ungarns „grand old man“ in bis zuletzt ungebrochener Schaffenskraft erreichen konnte, allein nicht hinreichend erklärt. Denn wenn von den großen Problemen der Nation die Rede ist und wir uns zuweilen auch heute noch, zehn Jahre nach seinem Tode, bei der Frage ertappen, was er wohl in diesem Falle geraten oder in jenem getan hätte, so liegt darin offenbar mehr als die bloße pietätvolle Erinnerung an einen großen Toten: es ist vielmehr ein großes Leben, das nach seinem irdischen Abschluß nicht aufgehört hat, am Wohl und Wehe seines Landes, wenn auch unsichtbaren Anteil zu nehmen.

Zu Apponyis Lebenszeiten glaubte man vielfach, die starke Wirkung seiner Persönlichkeit vornehmlich der Macht seines Wortes zuschreiben zu müssen, dessen Zauber sich auch seine Gegner nicht entziehen konnten. Die ungeteilte Ehrfurcht, die man ihm — zumal in seinen letzten Lebensjahren — allgemein, im wahrsten Sinne des Wortes: in der ganzen gesitteten Welt, bezugte, meinte man vor allem dem Manne schuldig zu sein, der sein Volk in der dunkelsten Stunde seiner Geschichte mit einer Würde vertreten hatte, vor der sich auch der Feind von gestern hatte beugen müssen. Tatsächlich gehörte der Augenblick, da Apponyi anlässlich der Übernahme des Trianoner Friedensdikts das vom Siegesrausch verblendete Tribunal der damaligen Herren der Welt durch die Überzeugungskraft seiner Worte beschämte, zweifellos zu den größten seines an großen Augenblicken reichen Lebens. Und doch hätte selbst alle Kunst seiner überragenden Beredsamkeit an sich diese Wirkung niemals ausüben vermocht, hätte der Mann, der diese Worte sprach, sich nicht kraft seiner Vergangenheit so aus tiefster Seele eins fühlen dürfen mit der Sache, die er vertrat, und hätte umgekehrt diese Sache, die Sache Ungarns, nicht in Apponyi einen Anwalt gefunden, der als Mensch und Politiker bis in die letzte Faser seines Wesens so makellos rein gewesen wäre wie sie selbst es war.

Es wäre nun freilich — und zwar gerade in Apponyis ureigenstem Sinne — verfehlt, ihn aller Schwächen freisprechen zu wollen. Selten hat ja jemand seine eigenen Fehler so klar gesehen und offen einbekannt, wie er dies selbst in seinen leider unvollendet gebliebenen Erinnerungen getan hat. Allerdings mag gleich hier bemerkt werden, daß er den am häufigsten gehörten Vorhalt, als habe er die Nationalitäten „magyarisieren“ wollen, mit den deutlichen Worten: „Ein solcher Blödsinn lag mir immer fern“ abgetan hat. Ein anderer Vorwurf, der wiederholt gegen ihn erhoben wurde, ging dahin, daß er sich in den Fragen der ungarischen Innenpolitik zuzeiten von der Wirkung seiner eigenen Beredsamkeit zu Stellungnahmen hinreißen ließ, die er sonst wohl vermieden oder doch abgeschwächt hätte.

Vielleicht wird jedoch eine spätere Geschichtsschreibung erkennen, daß — so paradox dies auch klingen mag — gerade Apponyis an überraschenden Wendungen scheinbar so reicher politischer Lebensweg, der ihn aus der konservativen Richtung seines Vaters in das Lager der 48er Unabhängigkeitspartei führte und ihn am Ende dieses Weges zum entschiedenen Verfechter des Gedankens der Rechtskontinuität werden ließ, den glänzendsten Beweis für die Unverrückbarkeit seiner ethischen Grundhaltung darstellt. Ja, die letzte Ursache für das Phänomen seines wachsenden Ansehens in unseren Tagen scheint gerade darin zu liegen, daß unsere so stolz auf ihre Unbedingtheit pochende, im Grunde jedoch vielfach nur allzu bedingte Zeit von ihm wie von einem geistigen Gegenpol als dem Idol eines Mannes angezogen wird, dessen grundsätzlicher Standpunkt so unerschütterlich feststand, daß er ihm, je genauer er sein Ziel umriß, eine um so größere Freiheit in der Wahl des zu seiner Erreichung jeweils einzuschlagenden Weges gewährte. Er selbst schrieb darüber: „Soll nicht das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft bodenlosem Schwanken ausgesetzt, die ganze Gedankenwelt ein zielloses Herumirren im Unbestimmten sein, so muß es doch gewisse unverrückbare Grundsätze geben, die der Fortentwicklung nur insofern unterliegen, als sie immer besser verstanden und richtiger angewendet werden sollen.“ Wer aber auf so festem Boden steht, der braucht ihn nicht erst ängstlich mit den Füßen abzutasten, ehe er einen entschiedenen Schritt nach vorwärts wagt, denn wahre Handlungsfreiheit entspringt recht eigentlich dem tiefen Wissen um die ihr gesetzten Grenzen.

Die erste und wichtigste Grundlage dieser seiner sich stets gleichbleibenden grundsätzlichen Einstellung zu den in stetem Wandel begriffenen Zeiten und Dingen bildete denn auch seine kindlich-gläubige Religiosität und eine aus ihr hervorgehende ethische Lebensanschauung reinster Prägung. Wie unwägend aber dieser Wandel war, den er im Laufe seines zwei Menschenalter umfassenden, die Ára Deák bis Gömbös einschließenden politischen Wirkens tätig miterlebte, läßt sich vielleicht am besten daraus erkennen, daß er, der noch die Diligence benützt hatte und schon das Flugzeug kannte, Montalembert, Napoleon III., Eugénie oder Wagner und Liszt ebenso zu seinem persönlichen Bekanntenkreis zählte, wie Clémenceau, Briand, Lloyd George oder Mussolini, und daß die ganze machtvolle Epoche des zweiten deutschen Kaiserreiches, an seinem Leben gemessen, kaum mehr war als eine bedeutende Episode. „Bei der beständigen Umwertung aller Werte muß es auch Ewigkeitswerte geben, so wie das bewegliche Planetensystem ein fixes Sonnenzentrum haben muß“, schrieb er einmal, und dann wieder an einer anderen Stelle: „Eines nahm ich aus meinem Elternhause mit mir ins Leben, das ich gewiß als den größten Segen bezeichnen muß, der mir von dort zuteil wurde. Es herrschte im Hause meiner Eltern tiefe Gläubigkeit auf Grundlage der katholischen Lehre und ein praktisches Christentum, das bewirkte, daß ich durch die ganzen Jahre meiner Entwicklung keinen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis zu sehen bekam.“ An diesem wahren, aller phraseologischen Äußerlichkeiten baren Christentum hielt er fest, gleichviel, ob ihm daraus zu Beginn seiner politischen Laufbahn in der Blütezeit des Liberalismus manche Widerstände erwachsen oder ob er einer späteren Periode, die, ins Gegenteil überschlagend, oft die Form für das Wesen nahm, als „zu wenig christlich“ gelten mochte.

In seinen letzten Lebensjahren geschah es zuweilen, daß Apponyi mitten in einer Gesellschaft in Gedanken leise

vor sich hinsagte: „Immer besser werden!“ So formte sich ein Vorsatz, den er wohl einst als Kind im Elternhause oder im Kalksburger Jesuitenkonvikt gefaßt hatte, auf den Lippen des Greises zu vernehmlichen Worten und verriet, daß noch der Achzigjährige bestrebt war, an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Aus dieser, ein ganzes langes Leben hindurch streng geübten Selbstkontrolle aber durfte er den moralischen Mut und das Recht herleiten, vermöge der ihm eigenen geradezu seismographischen Empfindlichkeit für alles, was nicht ganz sauber oder korrekt war, auch im öffentlichen Leben gegen jede Unregelmäßigkeit oder Rechtswidrigkeit mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit aufzutreten.

Innig verbunden mit diesen beiden ausschlaggebenden Grundelementen seiner festgefühten Weltanschauung, Religion und Ethik, aber war auch der dritte Grundzug seines Wesens: sein an die Tiefe einer religiösen Überzeugung gemahnendes nationales Gefühl. Es ist nicht so, wie manche späteren Deuter seines Lebens es hinstellen, als habe Apponyi, Széchenyi gleich, erst im Mannesalter aus der Ungarn entfremdeten Atmosphäre seines Vaterhauses zur Nation heimgefunden. Albert Apponyis Vater gehörte vielmehr — wie sein Sohn selbst in seinen Aufzeichnungen bezeugt — gleich Széchenyi zu jenem Kreise ungarischer Adeliger, die bei all ihrem betonten Konservativismus die nationale Erneuerung des Landes auf dem Wege innerer Evolution anstrebten. Am Beginn seiner politischen Laufbahn fand nun Albert Apponyi jene nationale Erneuerung, die die Verfassung vom Jahre 1848 geschaffen und der Ausgleich vom Jahre 1867 im wesentlichen wiederhergestellt hatte, als vollendete Tatsache vor. Der Unterschied zwischen seiner eigenen politischen Auffassung und der seines Vaters bezog sich denn auch ursprünglich gar nicht auf das Wesen der Sache, sondern war lediglich durch die in der Natur der Geschlechterfolge nun einmal gelegenen zeitlichen Entwicklung bedingt, „deren Gesetz“ er, wie er selbst schrieb, „willig anerkannte“; während sein Vater das Ausgleichswerk, an dessen Zustandekommen er wesentlichen Anteil genommen hatte, als den glücklichen Abschluß eines langen und schmerzlichen Ringens um die Durchsetzung des Prinzips der staatlichen Unabhängigkeit Ungarns begrüßt hatte, bejahte es Albert Apponyi gleichfalls, jedoch — hierin allerdings in einem mit den Jahren zunehmendem Maße von seinem Vater abweichend — als einen Ausgangspunkt zur allmählichen lückenlosen Ausgestaltung der, wie er sich ausdrückte, „Vollsovereänität“, oder — um einen heute üblichen Ausdruck zu gebrauchen — der „Totalität“ des ungarischen Staates im Rahmen der österreich-ungarischen Monarchie. Die eiserne Konsequenz, mit der er sich für dieses Ziel, die Totalität der ungarischen Verfassung als der einzig sicheren Gewähr für Ungarns staatlichen Bestand einsetzte aber erhellt daraus, daß er in der Ausgleichsperiode um der Eringung bestimmter, bei der Durchführung der 1867er Gesetze zu kurz gekommener Freiheitsrechte willen, deren Ermangelung in seinen Augen diese Totalität beeinträchtigte, genau so bereit war, bewußt den Ruf oder wenn man will das Odium eines ständigen Opponenten, ja, wie man in manchen Kreisen fälschlich meinte, eines Rebellen auf sich zu nehmen, wie er nach dem Umsturz bis zu seinem Tode ebenso offen für die Rechts-

kontinuität, d. h. die Beibehaltung von historischen Bindungen eintrat, die in den Augen mancher durch die weltgeschichtlichen Ereignisse gelöst oder doch erschüttert schienen, in denen er aber einen integrierenden Bestandteil der Totalität der ungarischen Verfassung und Eigenstaatlichkeit sah. Den „Glauben an die Folgerichtigkeit“ aber hat er selbst als „den Grundstein seiner ganzen politischen Tätigkeit“ bezeichnet.

Nichts wäre nun freilich falscher, als Apponyis unleugbare Prinzipientreue etwa als starres, für alles, was außerhalb seiner Linie lag, wie für die Realität der Dinge und der Entwicklung blindes Festhalten am Althergebrachten, an mehr oder minder ephemeren Theorien auszulegen. In dem gedankentiefen Essay „Über das Alter“, das er in seinem letzten Lebensjahre schrieb, konnte noch der Siebenundachtzigjährige von sich bekennen: „Ich wage es zu sagen, daß ich gar keine Abnahme der Fähigkeit wahrnehme, Ideen, auch neue, aufzunehmen, zu verstehen und präzise auszudrücken. Ich möchte sogar behaupten, daß Klarheit und die Fähigkeit, weite Gedankengebiete zu überblicken und innerlich zu ordnen, zugenommen hat.“ „Wenn ich mich“, schreibt er weiter, „wie es tatsächlich der Fall ist, ohne innere Schwierigkeiten mit der sozialen Evolution, wie sie jetzt im Zuge ist, abfinde, an ihr auch mitzuarbeiten bereit bin, so ist dies wahrscheinlich darum, weil sie mit meiner früheren Geistesrichtung übereinstimmt.“ Als das Ziel dieser Entwicklung, das „stets in seinem Bewußtsein gelebt“ habe, bezeichnete er „einen Zustand der Dinge, der jedem die menschenwürdige Existenz sichert und für alle die gleichen Bedingungen schafft, ihre Gaben entwickeln zu können“. Apponyis in der Tat seltene, bis ins hohe Alter bewahrte geistige Aufnahmefähigkeit für neue Ideen beweist aber auch seine verständnisvolle Bejahung der Segnungen, die Mussolinis faschistische Bewegung für Italien zur Folge hatte. So durfte er denn mit vollem Recht von sich sagen: „Ich habe unbegrenzte Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung als solcher und ein hartes Urteil nur für jene, die selbst hart gegen ihre Mitmenschen sind.“ Gerade weil sein eigener Standpunkt auf den steten und starken Pfeilern echter Überzeugung ruhte, ward es ihm leicht, geistige Brücken wahren Verstehens zu anderen Anschauungen zu schlagen. So



WELTERFOLG!

Octave Aubry

Bismarck — wider Napoleon III.

Preis broschiert 15.—, gebunden 18.— P.
Der weltberühmte Autor beschwört das bewegteste Zeitalter Europas herauf. Er zeigt, wie die Unfähigkeit der leitenden Männer das französische Kaisertum ins Verderben stürzte; wie der Gegner des Kaisers, der puritane Bismarck mit der eisernen Faust die zersplitterten Kräfte der Deutschen zu einer Einheit hämmerte und für Deutschland die Hegemonie in Europa sicherte. Die damaligen Herrscher und führenden Politiker ziehen vorbei: Franz Josef, Kaiser Wilhelm, Zar Alexander, Viktor Emanuel, Kaiser Maximilian und die Größen des Freiheitskampfes: Kossuth, Garibaldi, Juárez.

CSERÉPFALVI-VERLAG

war er als tiefgläubiger Katholik allen anderen Konfessionen gegenüber jeder geistigen Enge naturgemäß ebenso fremd und feind, wie er als echter Nationalist, das ist als treuer Sohn seines Volkes einer Verständigung unter den Nationen nicht nur stets das Wort redete, sondern zeitlebens an allen Aktionen, die diesem Ziele dienten, auch führenden Anteil nahm. Als einer der tonangebenden Mitglieder der Interparlamentarischen Union vor und als Leiter der jährlichen ungarischen Delegationen zu den Versammlungen des Genfer Völkerbundes nach dem ersten Weltkriege hatte er so in seiner Person das Streben unserer Zeit, auf nationaler Basis ein Einvernehmen unter den Völkern herbeizuführen, in mancher Hinsicht vorgezogen, ja hierfür auch insofern ein bahnbrechendes Beispiel gegeben, als sein tiefgehendes Verständnis für den Wert und die Geistigkeit anderer niemals durch Preisgabe des eigenen Standpunkte sein wahres Wesen verleugnete.

Wenn wir Heutigen uns auf Grund unserer billigen Epigonenweisheit überhaupt vermessen dürften, Apponyis Ansichten einer rückschauenden Kritik zu unterziehen, so könnte diese am ehesten vielleicht noch den uns im Lichte der Gegenwart allzu rosig erscheinenden, fast jugendlich zu nennenden Optimismus des greisen Staatsmannes zum Ziel nehmen, den er der Institution des Völkerbundes als solcher entgegengebracht hat, wenn wir dabei freilich auch nicht die Tatsache aus dem Auge verlieren dürfen, daß er gegenüber dem in Genf herrschenden Imperialismus der Siegerstaaten keineswegs blind war. Die Staatsmänner, die ihre Völker auf dem Wege jener in Genf vorherrschenden imperialistischen Ideologie führten, verglich er mit „Familienvätern, die die Zukunft ihrer Familien auf gewagte Spekulationen gründen wollen“, eine Politik, die er ausdrücklich als „furchtbare Torheit“ verurteilte und ihr das nachahmenswerte „Beispiel jenes anderen Familienvaters“ vorhielt, der „eine solide Vermögensanlage, die bescheidenes, aber sicheres Auskommen gewährt, den Gewinnmöglichkeiten vorzieht, die am Abgrund des Ruins vorbeiführen“. Allerdings hegte er die Zuversicht, daß ein solcher „vernunftgemäßer Patriotismus“, der dem „unvernünftigen gegenüber in keiner Weise moralisch minderwertig“ sei, allmählich die Oberhand gewinnen und die Völker dazu führen werde, „die Grundlage ihres Wohlseins, ihrer Würde, ihres Fortschritts, ihrer Rechtssicherheit in einer Politik zu suchen, die die Bedingungen friedlichen Zusammenlebens mit den anderen Nationen auf Grund der gegenseitigen Achtung alles dessen, was ein Lebensinteresse einer jeden bildet, sicherstellt“. Wenn wir demnach die schmerzliche Tatsache erleben mußten, daß sich diese schönen Hoffnungen nicht nur als trügerisch erwiesen haben, sondern gerade auch das Nichterkennen oder Nichtverstehenwollen der von Apponyi verkündeten Wahrheiten seitens der Siegerstaaten zum Zusammenbruch des Völkerbundes und unmittelbar zum heutigen Weltbrande geführt haben, so liegt vielleicht doch der tiefste Sinn des großen Waffenganges, an dem nun auch Ungarn teilnimmt, in der festen Zuversicht, daß die Zukunft unsere gegenwartsbedingte Kritik an Apponyis Voraussagen einst Lügen strafen und ihm der Endsieg der Gerechtigkeit das schönste Zeugnis klarer Voraussicht ausstellen wird.

Ward ihm somit durch diese unselige Blindheit der Gegenseite zu seinen Lebenszeiten auch ein positiver Erfolg seiner Bestrebungen versagt, so bleibt es doch Apponyis unvergängliches Verdienst, einer Welt siegreicher Gegner die Achtung vor der in ihm verkörperten unverlierbaren Würde des Besiegten und durch ihre Schuld verstümmelten Ungarn abgerungen zu haben. Kein anderer als er, von dem die Welt wußte, daß er auch in den inneren Fragen seines Landes unbekümmert um Personen und gerade vorherrschende Strömungen stets einen unbeirrten Rechtsstandpunkt eingenommen hatte, war berufener, ihr jene Verpflichtungen ins Gewissen zu rufen, die auch für sie aus den Ungarn aufgezwungenen Verträgen erwachsen.

Wie er — wohl ein seltener Fall — auch unter seinen innerpolitischen Gegnern keine Feinde hatte, so konnten selbst die Vertreter der gewesenen Feindstaaten dem Manne ihre Hochachtung nicht entziehen, dessen ganzes Leben ein einziger, mit fairen Waffen geführter Kampf um das Recht war.

Auf so unbestrittene Autorität gestützt und gestärkt durch das Wissen um die, wie er sagte, „ganz besondere Befähigung des ungarischen Volkes, demgegenüber, was ist, an dem festzuhalten, was sein soll“ — also was rechtens ist — „bis letzteres obsiegt“, kämpfte er mit den Waffen des Geistes unermüdet um die Revision des Vertrages von Trianon buchstäblich bis zu seinem letzten Atemzuge, solange, bis

der Tod ihn von der Walsstatt dieses ungleichen, doch um so heroischeren Ringens hinwegraffte. Ungarn aber hat seinem großen Toten die einzigartige Ehre erwiesen, ihn in der Krypta der Krönungskirche zu Buda beizusetzen.

Senken sich demnach heute, am zehnten Jahrestage seines Todes, da Manches, um das er gerungen, schon Erfüllung geworden ist, die Standarten der Nation huldigend vor der Königsgruft, die das birgt, was an ihm sterblich war, so gilt diese Huldigung den unsterblichen Manen seines edlen Geistes, der für Ungarn, das seine tiefste Kraft allezeit aus Recht und Gerechtigkeit schöpfte, stets eine unversiegbare Quelle des Trostes, weisen Rats und unerschütterlicher Zukunftshoffnung bilden wird.

Ein neuer konstruktiver Versuch Lavals

Von unserem Berichterstatter

Vichy, im Februar

Die Fühlungnahme des französischen Ministerpräsidenten mit dem Führer des Deutschen Reiches in der zweiten Hälfte des Monats Dezember war, wie man jetzt zu spüren beginnt, ein hochpolitisches Ereignis allerersten Ranges im engeren Felde der französisch-deutschen Beziehungen. Seit dem angelsächsischen Überfall auf Afrika hat jede überseeische Einfuhr aufgehört, was nicht nur Frankreich um lebenswichtige Nahrungsmittel, bedeutende Teile seiner Ernährungsbasis im Getreide, Wein- und Gemüsektor beraubt hat, sondern auch der bereits gemeinsam geführten europäischen Wirtschaftsfrente die letzten Zufuhrmöglichkeiten an Kolonialwaren entzog. Was hingegen Frankreich an hochwertigen Arbeitskräften und auch an ungelerten Arbeitern der Kriegswirtschaft des Kontinents zur Verfügung stellen konnte, sei — wie hier betont wird — bereits geliefert worden. Es ist bezeichnend, daß eben dieser Tage, im Laufe einer inneren Reorganisation des Arbeitsministeriums, die Abteilung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit aufgelöst wurde, weil heute in Frankreich keine Arbeitslosigkeit mehr besteht, sondern ganz im Gegenteil ein sehr empfindlicher Mangel an allen Arten von Arbeitern! Von einer aktiven Einschaltung Frankreichs in den Krieg — wie dies seitens der heute bereits ganz abgetanen Doriot-Richtung wiederholt vorgeschlagen wurde — dürfte gar nicht gesprochen werden sein; die Achsenmächte verfügen über genug kampflustige Truppen, um sich nicht in Experimente einzulassen, über deren vermutlichen Wert übrigens die Vorgänge in Toulon am 27. November aufschlußreich waren.

Wer also da feste Tatsachen als Folge der Unterredung im deutschen Hauptquartier erwartete, wer positive Maßnahmen, Verfügungen erhoffte, muß eigentlich enttäuscht sein, denn von all dem verlautet auch heute, volle vier Wochen nach dieser wichtigen Fühlungnahme noch immer nichts. Allerdings ist die französische Bevölkerung in den letzten Monaten doch ziemlich realistisch geworden. So schmerzlich auch der Nation die Frage der endlosen Abwesenheit von auch heute noch 1.2 Millionen ihrer Söhne ist, weiß man doch, daß in einer Zeit, wo die Regierung gezwungen ist, die allergrößten Anstrengungen zu machen, um in die gemeinsame Wirtschaftsfrente weitere wertvolle französische Arbeitskräfte einzuschalten — die aus rein technischen Gründen ihre Tätigkeit in Deutschland und nicht am gewohnten Arbeitsort versehen müssen — eine so gewaltige Störung des deutschen Produktionsapparates, wie es die plötzliche Herauslösung von Hunderttausenden von bereits an die neuen Arbeitsbedingungen gewohnten Männern der besten Jahrgänge bedeuten würde, undurchführbar wäre. Mehr Hoffnung wurde in vielen Kreisen auf die Abschaffung der Demarkationslinie gesetzt, denn diese hat heute wahrlich nur mehr wenig Sinn, wo doch beide Landesteile von deutschen und im Süden auch von italienischen Truppen besetzt sind. Auch hierüber aber weiß man bis jetzt nichts Bestimmtes, obschon Einiges die Vermutung zuläßt, daß man deutscherseits wieder bestrebt ist, durch weitgehendes Entgegenkommen in jenen Fällen, wo dies erfolgen kann, ohne die militärischen Interessen zu beeinträchtigen, die Atmosphäre zu bereinigen und es Laval hiedurch zu erleichtern, den Annäherungsgedanken in der französischen Volkseele fester zu verankern.

Und damit sind wir auch beim Kernstück der neuen Politik Lavals angelangt. Worum es jetzt geht, sind weniger positive Maßnahmen und greifbare Vorteile, als die Schaffung einer besseren Atmosphäre, eine Umgrenzung und teilweise Verlegung

des Schwerpunktes der deutschen Einflußnahme auf die weiteren Geschehnisse Frankreichs. Gewiß fehlen die Anzeichen nicht, daß daneben auch wertvolle Teilarbeit vor sich geht, die wieder französischerseits der neuen Einstellung maßgebender deutscher Kreise auf halbem Wege entgegenzukommen trachtet. Man sieht so ein ständiges Vorrücken der *Légion des Anciens Combattants* (Frontkämpferverband) und vor allem ihrer Stroßtrupps der „S. O. L.“ (*Service d'Ordre Légionnaire*). Der breite Rahmen der *Légion* war dazu berufen, alle Anhänger des Marschalls zusammenzufassen und die engere Auswahl innerhalb dieser Elemente — bei denen eine Billigung der neuen Innenpolitik vermutet werden kann — sollte der Regierung eine unbedingt verlässliche Stütze sowohl für propagandistische, als im Notfalle auch für noch wichtigere Aufgaben sichern. Diese besondere Rolle der „S. O. L.“ ist heute, wo die Armee aufgelöst ist, von überragender Wichtigkeit, denn Polizei und Gendarmerie können allein allen sich hochtürmenden Aufgaben kaum gerecht werden. Es ist schon ein Fehler, wenn der Beamtenkörper eines Staates Politik treibt, anstatt seine Obliegenheiten zu erfüllen, und noch gefährlicher ist es, wenn ähnliche Erscheinungen dort zu vermuten sind, wo die Verpflichtungen gegenüber dem Staate die Form straffer Disziplin und nicht bloß treuer Pflichterfüllung annehmen müßten. Wenn aber in solchen Teilen des Verwaltungsapparats (im weitesten Sinne) überhaupt Politik getrieben wird, so soll es doch zumindest eine sein, die eine positive Einstellung zur neuen Staatsform zum Inhalte hat. Man wird also gut tun, die weitere Rolle der „Légion“ und insbesondere der „S. O. L.“ aufmerksam zu beobachten, und es wäre verfehlt, in der gewollten, amtlichen Betonung ihrer wachsenden Bedeutung eine bloß technische Frage zu erblicken. Auch in Deutschland dürfte diese Entwicklung nicht unbemerkt bleiben, man kennt dort nach allen Anzeichen die innerpolitische Lage Frankreichs zu genau, um diese Entwicklung unbeachtet zu lassen.

Auch die Umgestaltung der „*Légion Tricolore*“ gehört zu diesem Kapitel. Diese, wie auch die erst nach dem angelsächsischen Angriff gegründete „*Phalange Africaine*“ waren von der Regierung durchweg gutgeheißen und indirekt auch unterstützte Gebilde und sie hatten auch Mitglieder werben können, deren Zahl allerdings nicht veröffentlicht wurde. Der Franzose kennt aber den Begriff solcher Kampfgruppen nicht, er verbindet den Militärdienst schon seit den Zeiten König Ludwigs XIV. ausschließlich mit dem Staat und nur in diesem Sinne hat sich die Tradition dieser Pflicht in seiner Seele befestigt. Wenn also jetzt der Staat selber einen Rahmen für alle diese edlen Initiativen ins Leben rufen wird, so ist dies keinesfalls die bloße Luxusverpackung eines Artikels in Konsumqualität, um durch die Täuschung einen politischen Sonderprofit zu erzielen. Ganz im Gegenteil, man steht hier einem durchaus loyal gedachten Versuch der Regierung gegenüber, der gemeinsamen europäischen Sache im Ausmaße, wie dies die innerfranzösischen Verhältnisse ermöglichen, zu dienen.

Eingangs wurde gesagt, daß sich das Hauptergebnis der letzten politischen Besprechungen zwischen Ministerpräsident Laval und führenden deutschen Staatsmännern in Anwesenheit des Grafen Ciano nicht so sehr in positiven Maßnahmen, als in atmosphärischen Änderungen auswirken wird. Wenn nun die oben angedeuteten positiven Tatsachen wirklich nur ein mageres Endresultat für so hochwichtige Fühlungnahmen bilden würden, so darf man andererseits die Bezeichnung „atmosphä-